

## Vatikanstadt Rom

Welch ein Jubel in mir! Welch große Hoffnung! Kaum konnte ich es fassen, auf den Tag genau – vor nur einem einzigen Monat – war ich von Plankstetten aus losgelaufen. Alles Erlebte lag hinter mir, nun wollte ich nur noch nach vorn schauen.

Mein erster Weg führt mich in die Kirche „St. Monica“, wo eben die Abendmesse gefeiert wird. Im Anschluss daran gehe ich auf den Priester zu, bitte ihn um Hilfe, doch der stammelt nur drei Worte, die ich nicht verstehe, da lässt er mich einfach stehen. Noch weitere Priester spreche ich innerhalb und vor der Kirche an, doch die hören mich nicht einmal an. „*Willkommen in Rom, Pia Maria!*“

Klingele an Klosterpforten, niemand öffnet mir. Stetig gleichbleibender Ablauf: Begutachtung vermittelt Kameraaugen an den Klingeltablets – wortlos werde ich stehen gelassen, höchstensfalls abgewimmelt oder barsch ausgeschimpft. Frage Passanten, Ordensleute, selbst Bischöfe, stets das gleiche Szenario: abgrundtiefes Misstrauen! Niemand will es mit einer mittellosen Pilgerin zu tun haben.

Erschöpft stehe ich vor den Kolonnaden des Petersplatzes, spreche nun wahllos fast jeden Passanten an. Einer unter ihnen, ein Deutscher, hört meine Geschichte und schenkt mir spontan zwanzig Euro: „Sie sind keine Lügnerin, das sehe ich an

ihren Augen – viel Glück noch!“

Voller Hoffnung laufe ich aufs Neue los, hier und da anzufragen, ob ich für zwanzig Euro übernachten darf. Doch nichts kann die Befragten – Klöster, Priester, Hotels, Pensionen – dazu bewegen, an mir Barmherzigkeit zu üben.

20:00 Uhr. Jetzt bin ich bei den „Mutter Teresa Schwestern“ und damit wieder bei den Obdachlosen gelandet, den Ärmsten dieser Stadt. Unter denen bin ich mal wieder die Ärmste. Die Oberschwester dieses Konvents ist eine regelrechte Megäre, ebenso misstrauisch dem Leben und mir gegenüber, wie offenbar ein jeder hier in Rom. Was in meinem Rucksack ist, will sie wissen, nachdem sie meine Geschichte gehört hat:

„Führen Sie Tabletten, Rauschgift, Waffen mit sich?“

Und es macht mich innerlich wütend, wie eine Frau mit einer derart geringen Unterscheidungsgabe überhaupt Oberin eines Konvents, dazu noch Leiterin eines Obdachlosenheimes sein kann. *„Dieser Orden krankt also auch, nicht wahr, Herr ...“*

Und ein Bett in dem riesigen Gemeinschaftssaal mit den langen Reihen an Doppelstockbetten erhalte ich am Ende auch nur, weil ich meinen Besuch bei Monsignore López in der Glaubenskongregation erwähne: „Ich brauche wirklich nur diese eine Nacht“, versichere ich ihr und bin auch vollends

überzeugt davon, „morgen früh spreche ich bei Monsignore López vor.“

**23.05.2007.** Die Nacht war immens unruhig. Massenunterkünfte machen es einem schwer, innerlich zur Ruhe durchzufinden, zu jenem Ort, wo die Antworten bereitliegen.

Vor den übrigen Obdachlosen stehe ich auf und will ursprünglich unbemerkt raus aus dem Haus. Doch finde ich die Tür verschlossen. Eine Schwester fragt mich, ob ich nicht erst etwas essen mag – „*nein, ich will nicht, ich will nur so schnell wie möglich raus hier.*“

Das sage ich natürlich nicht, sondern lehne schlicht freundlich nur ab. Die Schwester muss sich aber die Genehmigung von der Oberin holen, mich rauszulassen, also geht sie, das zu tun. Statt der Schwester kommt nun die Oberin zur Tür herein, und es ist ihr anzumerken, dass sie im wahrsten Sinne des Wortes wütend auf mich ist. Doch ist mir das gleich. „*In wenigen Stunden werde ich beim Monsignore sein – und der wird mir weiter helfen.*“

Heilige Messe in „St. Monica“. Dann ist es endlich so weit. Ich laufe direkt an den Schweizergardepolizisten vorbei zum Empfang der Glaubenskongregation. Der Pförtner telefoniert kurz, darauf eine niederschmetternde Botschaft für mich: „Monsignore López ist nicht in Rom. Seine Schwester ist gestorben. Er ist nach Hause gefahren.“

Da liegen mir augenblicklich fast die Nerven blank. Die Strapazen der letzten Tage, wenig Schlaf und diese nicht enden wollende, demütigende Behandlung in Rom. Fast schreie ich den Pförtner jetzt an, als der mich nun bequem abwimmeln will: „Nein, ich gehe nicht! Ich will wissen, wann er wieder da ist. Außerdem brauche ich eine Unterkunft, um auf ihn zu warten.“

Der Pförtner telefoniert erneut. Heraus kommt dabei ein Termin um 10:00 Uhr mit einem deutschsprachigen Kollegen von Monsignore López. Erst jetzt lasse ich ihn los.

Hinterher sitze ich wie betäubt in den Kolonnaden des Petersplatzes, gut eine Stunde lang – betend: „*Herr, der Monsignore war meine einzige Hoffnung, die Anerkennung zu erreichen ... Es ist schrecklich, ich fühle mich so verlassen ... Was ist es, Herr, was du willst?*“

Alle Kraft ist mir genommen, kann keinen klaren Gedanken mehr fassen. Auch das Gespräch mit dem Beamten später entwickelt sich zur reinsten Katastrophe für mich. Dieser Christenmensch gab sich nicht einmal die Mühe, mich in ein Bürozimmer zu bitten. Er fertigte mich gleich an Ort und Stelle vor dem Pförtner ab. Will mir weder sagen wann, noch ob der Monsignore überhaupt zurückkommt:

„Er hat sich freigenommen – auf unbestimmte Zeit“, sagt er nur immer wieder barsch, noch mir aus meiner momentanen Not helfend: „Ich weiß

nicht, wo Sie unterkommen können ...“

Ich glaube ihm kein Wort. Irgendwann in diesem Schlagabtausch fällt mir der „Peterspfennig“ ein, den wir Katholiken schließlich jährlich als freiwillige Spende an den Papst zahlen – und dessen Ursprung just der Bau einer Herberge mit Schule und Kirche für nach Rom pilgernde Engländer war. Also frage ich nach: „Was ist mit Herbergen, die aus dem Peterspfennig finanziert sind?“

Doch der Mann behauptet, von keiner derartigen Herberge in Rom zu wissen.

„Okay“, versuche ich es weiter, „dann eben umgekehrt: Kann mir aus diesem Fond nicht eine Unterkunft finanziert werden?“

Da freut sich der Mann unverkennbar süffisant, mir diese Antwort zu geben: „Ja, natürlich geht das. Dafür müssen Sie bei Ihrem Heimatpfarrer einen schriftlichen Antrag einreichen, der von diesem befürwortet und anschließend nach Rom weitergeleitet werden muss ...“

Ich kann kaum fassen, was ich da sehe und höre, doch ein einziger Blick in die kalten Augen dieses Mannes bläst mir im Nu allen Zweifel weg – und macht mich nunmehr, regelrecht wütend. Ungehalten poltere ich los, gieße meinen gesamten Unmut über diesen hochmütigen Menschen aus, der am Ende einzig noch ein Achselzucken für mich übrig hat, bevor er sich abwendet und ins Innere der Glau-benskongregation verschwindet.

Den restlichen Tag verbringe ich mit der Suche nach einer Unterkunft. Indes auf ganzer Linie erfolglos. Selbst in der Obdachlosenunterkunft der „Mutter Teresa Schwestern“ finde ich, trivialerweise, nun keine Aufnahme mehr.

„Du bist ja nicht obdachlos“, warf mir die Oberin genüsslich entgegen, „aber schlaf nicht auf der Straße, das ist zu gefährlich.“

Just fiel mir dazu Jakobus 2,14ff ein: „Meine Brüder, was nützt es, wenn einer sagt, er habe Glauben, aber es fehlen die Werke? Kann etwa der Glaube ihn retten? ... Wenn ein Bruder oder eine Schwester ohne Kleidung sind und ohne das tägliche Brot und einer von euch zu ihnen sagt: Geht in Frieden, wärmt und sättigt euch!, ihr gebt ihnen aber nicht, was sie zum Leben brauchen - was nützt das? So ist auch der Glaube für sich allein tot, wenn er nicht Werke vorzuweisen hat ...“. Folglich versuche ich ein weiteres Mal, diese Oberin zur Barmherzigkeit zu bewegen. Indem ich um ein wenig Speise aus ihrer Armenküche bitte. Doch selbst ein Essen verweigert sie mir, mit einem simplen Kopfschütteln.

17:00 Uhr. Da mich niemand für zwanzig Euro aufnehmen will, reiße ich schweren Herzens doch die gespendeten zwanzig Euro für eine kleine, aber überbeuerte Reismahlzeit an einem Imbiss an.

*„Hunger, Herr!“*, wundere ich mich da, als ich bemerke, dass ich den Reis gierig in mich hineinschlinge. Kurz halte ich inne, lausche in mich hinein: *„Ja, tatsächlich, hier in Rom spüre ich einen unbändigen Hunger.“*

Doch bin ich mir dessen auch zutiefst bewusst, dass es im Grunde nicht mein Körper oder Magen ist, der da Hunger leidet, sondern meine Seele.

*„... ihr gebt ihnen aber nicht, was sie zum Leben brauchen - was nützt das? ... Ja, Herr, was nützt das? Rein gar nichts, das weiß ich jetzt!“*

20:00 Uhr. Befinde mich wieder unter den "Ärmsten" der Stadt. Und weiß inzwischen, von einer Obdachlosen, wieso sich jene Männer zuvor in den Autos so aufgeführt haben: Italiener nennen Clochards oft auch „Unsichtbare“. Keine Lobby, niemand fragt nach ihnen, quasi Freiwild. *„Wow, Herr! Dass also keiner dieser Männer wegen mir zu einem Schächer mutierte, lag durchweg an Deinem Schutz über mir. Herr, da fehlen mir die Worte – hab' tausend Dank dafür!“*

Dass ich jetzt wieder unter den Obdachlosen liege, habe ich einem deutschen Jesuiten Seminaristen aus Augsburg, namens Felix, zu verdanken. Er nahm mich kurzerhand mit zur U-Bahn und fuhr mit mir in dieses „Ostello“, das in dem Nebengebäude auch eine große Mensa zur Essensausgabe an Obdachlose bestreitet.

Felix verhandelte mit dem gerade diensttuenden Betreuer der Bettenstation auf Italienisch. So verstand ich nicht die Worte, spürte aber deutlich die Ablehnung des Betreuers mir gegenüber. Nach längerem Hin und Her gab der Mann am Ende nach. Nachdem sich Felix mit guten Wünschen von mir verabschiedet hatte, öffnete er mir das schmale Gittertor und führte mich mürrisch in das Innere. Es blieb mir keine Zeit Felix zu fragen, was hier grundlegend die Problematik war. Er sagte mir nur noch, dass ich „bis Samstag“ bleiben darf.

Die Station ist fensterlos. Neonlicht flutet grell die Gänge und den Sanitärtrakt. Darin sieht es aus, als wäre eine Horde Vasallen hindurchgezogen – Papiermüll und Toilettenpapier liegen dick auf dem Boden verstreut, dazwischen alles Mögliche an Kleinkram, von der Zahnbürste bis zum gebrauchten Tampon. Frauen steigen geschäftig darin herum, keine kümmert, worauf sie da tritt. Vor deren Tür sitzt eine Betreuerin, die mir mechanisch ein kleines Stück Seife und ein Handtuch reicht. Mein Gang anschließend auf die Toilette fällt mir schwer, aber ich habe keine andere Wahl: „... *sieht nicht gesund aus hier – aber irgendwann muss ich ja doch meine Notdurft verrichten.*“

Katzenwäsche im überfüllten Waschraum. Laut ist es hier. Wie Frauen halt sind, sie schwatzen, lachen, zanken oder weinen. Obdachlose sind da nicht anders. Danach bringt mich der 'Mürrische' in



einem kleinen Zimmer – ebenfalls fensterlos – unter. Einzig ein Doppelstockbett links und rechts an der Wand haben darin Platz und vier schmale Stahlschränken. Der Mann teilt mir das Bett rechts unten an der Wand zu, wirft mir das Bettzeug darauf, dann verschwindet er.

Im Zimmer noch zwei weitere Italienerinnen, die mich sogleich neugierig beäugen. Da geht mir urplötzlich auf, warum der Mann so mürrisch ist – ich gehöre seiner Meinung nach nicht hier her. Ich habe kaum etwas verstanden, von dem, was er Felix da so heftigen Eifers sagte, aber ein Wort schon, da er es immer wiederholte: „Chiesa“ – Kirche: „... *also das ist interessant, Herr: Die einen lehnen mich ab, weil ich ihnen eine Obdachlose bin, die anderen, weil ich ihnen eben keine Obdachlose bin ... Urkomisch eigentlich, doch ist mir gerade alles andere als zum Lachen zumute.*“

Die Luft in dem Zimmer ist stickig, obgleich die Lüftungsanlage geräuschvoll zirkuliert. Dennoch bin ich irgendwo in mir auch froh, jetzt ein Dach über dem Kopf zu haben. Nachts auf der Straße in Städten zu sein, ist keinem Menschen zu empfehlen, in einem Wald ist er da tausendmal sicherer aufgehoben „... *und morgen werden wir weiter suchen, Herr ... Hab Dank, für alles! Segne Felix und vergilt ansonsten jedem heute nach seinem Tun, Amen.*“

**24.05.2007.** Am frühen Morgen müssen die Frauen das „Ostello“ verlassen und dürfen vor fünf Uhr am Abend nicht wieder rein. In der Zwischenzeit wird es gereinigt.

Der Tag verläuft ähnlich wie der gestrige. Erst Heilige Messe, dann der Gang zur Glaubenskongregation. Die Schweizergardesoldaten lassen mich noch immer bis zum Pförtner durch, der telefoniert – „Monsignore López noch immer nicht da!“ – anschließend Quartiersuche.

Wieder durchweg erfolglos, gleich, an welche Türen ich auch klopfe. Unter anderem auch bei einer Schwesterngemeinschaft, die einen blauen Habit trägt. Eine deutsche Novizin darin übersetzt mir: „Unser Leben ist Opfer, wir schlafen Jesu zuliebe auf dem Fußboden, ich glaube nicht, dass das etwas für dich ist.“ Meine Antwort will die Abweisende nicht hören, sie hat sich schon ein Bild von mir gemacht. Die Deutsche bedauert indes sehr, dass sie mir „nicht helfen darf“.

In Pensionen und Hotels angefragt, ob nicht noch ein Zimmermädchen oder jemand in der Küche gebraucht wird, auf der Basis von Kost und Logis. Ebenso erfolglos. Stoße überall auf Misstrauen oder Vorurteile.

Gegen sechs im „Ostello“. Mich in die Schlange vor der Essensausgabe eingereiht. Während ich esse, beobachte ich die Frauen und Männer, die das Essen austeilen. Auch ein Priester ist darunter.

Gönnergesten durchgängig auf allen Gesichtern. Da fällt mir jener Witz ein, den ich einst am Abendbrottisch der Schwestern in Berlin aus dem Munde des Gemeindepfarrers hörte: „Die Heilige Dreifaltigkeit will einen Betriebsausflug machen. Die drei beraten, wohin es gehen soll. Der Vater schlägt ‚Deutschland‘ vor. Murt der Sohn: ‚Nö, ist zu ernst da‘, der Heilige Geist führt ‚Nairobi‘ ins Feld, das ist dem Vater ‚zu heiß‘. Da schlägt der Sohn ‚Rom!‘ vor, offen freut sich der Heilige Geist: ‚Au ja, fein! Da war ich noch nie!‘“

Jetzt hat es mir den Anschein, als handelte es sich hierbei nicht um einen Witz, sondern um eine Tatsache. Denn niemand, der mit Heiligem Geist beseelt ist, könnte sich bei einer solchen Aufgabe als ‚Gönner‘ oder ‚guter Samariter‘ fühlen: „... denn die Liebe schulden wir einander immer“ (vgl. Röm 13,8). Im Gegenteil, er wird sich reich beschenkt fühlen und in aller Demut dankbar sein, dass ihn dieser Arme mit seiner Bitte und Anwesenheit ehrt. Denn vor Gott sind wir alle Bettler. Aber sie, die Mittellosen oder Obdachlosen dieser Welt, geben ihr Leben dahin – sind uns gegeben – damit wir Barmherzigkeit üben können, und dadurch zur Achtung, Anerkennung, Dankbarkeit Gott und seiner gesamten Schöpfung gegenüber finden können.

Wir sind die Armen, die die Bettler nötig haben: „... so könnt ihr ‚blauen Schwestern‘ demnach auch zeit eures Lebens auf dem Boden schlafen, und

*es wird euch nichts nützen, solange ihr nicht zu dieser Dankbarkeit in Demut durchfindet.“*

Die Nacht wird herb. Habe Kopf- und Glieder-schmerzen, Schüttelfrost dazu.

**25.05.2007.** Heilige Messe im Petersdom. Im Anschluss zur Glaubenskongregation. Hier aber lassen mich die Gardisten vor der Glaubenskongregation nicht mehr durch. „Anweisung von oben!“, bedeutet mir der eine von ihnen. Betreten ziehe ich mich in die Kolonnaden des Petersplatzes zurück. Mit Blick auf den Eingang. „*Herr, was ist Dein Wille? Gehen oder bleiben?*“ Es bleibt still in mir. Keinerlei Aufruf zu einer Aktion, fühle ich zunächst. Dann aber, spontan, erfasst mein Blick eine Gruppe Bischöfe und Zivile auf den Eingang zu laufend. Flugs springe ich auf, mische mich ihr bei. Es gelingt mir, mich mit der Gruppe durch das Tor zu schleusen. Wieder telefoniert der Pförtner, schüttelt bedauernd den Kopf. Auf meinem Weg zurück werde ich von den Gardisten erwischt, aber nicht ernstlich angezählt. Dennoch versichern sie mir eindringlich, dass ich das nicht noch einmal tun darf.

Schüttelfrost macht mir zu schaffen. Mag nicht laufen heute und betteln. Stattdessen reihe ich mich in die Schlange hinter dem Petersdom ein, die in die vatikanischen Grotten führt.

Die Grotten. Sind imposant und mir doch gemütsleer, trotz Menschenmenge. Am Grab des Heiligen Papstes Paul Johannes II. verweile ich kniend, bis mich ein Wachmann nett auffordert zu gehen: „Siesta!“.

Am Ende bin ich weder seelisch erfüllt noch angetan mit neuen Erkenntnissen.

Erneut in Hotels und Pensionen angefragt. Erfolglos. Nicht die geringste Aussicht. Ergo hoffe ich erneut darauf, dass der Monsignore morgen da sein wird.

Abstecher in die Papstbasilika „Santa Maria Maggiore“ gemacht. In einer Seitenkapelle findet eben eine Anbetung des Allerheiligsten statt. Geselle mich dazu. Beim Hineingehen treffe ich auf Felix, den Seminaristen. Doch ist der jetzt völlig verändert, seine Körpersprache signalisiert pure Abweisung, er spricht kein Wort mit mir, zeigt stattdessen auf das Allerheiligste. *„Ja, Herr, das ist richtig, doch sagtest du nicht auch: ‚Man muss das eine tun, ohne das andere zu unterlassen?‘“*, (vgl. Lukas 11,42), *„Über ein deutsches Trostwort hätte ich mich jetzt gefreut.“*

Zurück im „Ostello“, finde ich keinen Einlass mehr. Die zwei Männer, die da allabendlich den Einlass kontrollieren, lassen mich nicht durch. Laut protestiere ich: „Es ist ausgemacht, ich darf bis Samstag bleiben – heut’ ist Freitag!“

Die Männer wehren mich wortlos ab. Mir bleibt

nichts anderes, als irritiert dabei zu stehen. Da erscheint der ‚Mürrische‘, mit jetzt ausgesprochen finster-hämischem Blick. Der macht die gleiche verneinende Gebärde, wie die Einlasser zuvor, nur aggressiver. *„Herr, was ist los? Warum hasst der mich denn so?“*

Da ich stehen bleibe, schreit er mich lauthals auf Italienisch an. Komme nicht dahinter, warum, nur eines weiß ich, mein Rucksack liegt noch in dem Stahlschrank des Schlafraumes – samt meiner Wäsche und der Bibel darin. Inständig bitte ich ihn, ihn mir zu holen. Doch es dauert lange, bis er bereit dazu ist. Immer wieder versucht er, mich vom Zaun wegzustoßen. Keiner der Anwesenden reagiert indes helfend, weder Passanten noch einer der Obdachlosen aus den zwei ellenlangen Warteschlangen vor dem „Ostello“ und der Essensausgabe. Derart emotionale Ausbrüche scheinen hier also an der Tagesordnung zu sein. Mitten hinein fliegt irgendwann mein Rucksack über den Zaun und landet hart auf der Straße.

Bin fassungslos. Die ganze Szene erinnert mich arg an meine Kindheit, wo mir ebenso einmal der Eintritt in das Elternhaus verwehrt wurde – mir statt einer einlassenden Hand, unvermittelt nur ein Schwall kalten Wassers entgegenflog. Hierauf verbrachte ich, mit gerade einmal dreizehn Jahren, meine allererste Nacht im Freien. Kurz denke ich an sie zurück. Fühle die Traurigkeit, sehe aber auch den

wundersam-mystischen Mondschein in dieser Nacht und das Glitzern des Wassers im Berliner Kaulsdorfer See. Und erinnere mich an die helllichte Erkenntnis am Morgen danach: Am Ende fühlte ich mich in diesen Stunden und an diesem Ort mehr geborgen, als je zuvor im Elternhaus oder überhaupt je unter Menschen.

Und so ist es geblieben, all die Jahre über, wann immer ich Nächte unter freiem Himmel verbrachte:

*„Wie immer, Herr, auf Menschen ist kein Verlass! Im Gegenteil, unter ihnen bin ich krank geworden, in diesem fensterlosen Bau hier mit seiner Klimaanlage. Dafür lohnt es nicht, zu kämpfen!“*

19:00 Uhr. Keinen Cent mehr in der Tasche. Das letzte Geld gab ich am Morgen für Fahrten mit der U-Bahn und Bettler aus. Laufe zum Petersplatz. Der wirkt inzwischen wie leergefegt. Die Obdachlosen sind in ihren Unterküften, Touristen in ihren Hotels.

Unmittelbar hinter dem Platz, dicht bei der Grotte, finde ich einen Steinvorsprung, direkt unter einer Laterne. Auf diesem richte ich mich ein. Packe meine Bibel aus, beginne darin zu lesen. Hin und wieder schaue ich auf, zu den Häusern herüber, oder den hellerleuchteten Fenstern des Klosters, gleich mir gegenüber. Ein Licht nach dem anderen geht allmählich darin aus, auch im privaten Arbeitszimmer des Papstes: *„Finde es eigenartig, Herr, so*

*dicht am Bett des Papstes auf der Straße zu liegen, ohne auch nur ansatzweise die Chance gehabt zu haben, ihn zu sprechen ... Herr, du bist mir tatsächlich realer als dieser Mensch da oben in seinem Apostolischen Palast, den alle Welt ‚Heiliger Vater‘ nennt.“*

**26.05.2007.** Die Nacht war erholsam still. Einzig eine Kehrmaschine fegte einmal um mich herum. Am Morgen wusch ich mich auf den öffentlichen Toiletten für die Touristen. Die Toilettenfrau hatte ein Einsehen mit mir, ich brauchte für den Einlass nicht zahlen.

Später Heilige Messe im Petersdom. Fieber ist hoch, es schüttelt mich heftig.

Heute lassen mich die Gardisten gar nicht erst bis an das Tor der Glaubenskongregation vor. Also laufe ich planlos die „Via della Conciliazione“ (Straße der Versöhnung) entlang. An irgendeiner Stelle treffen meine Augen auf deutsche Worte, aufgedruckt auf einem Hinweisschild an einer Hauswand direkt neben einer Eingangstür. Kann den Sinn der Worte nicht erfassen – flimmern vor meinen Augen, das Fieber fordert seinen Tribut: *„Ein deutsches Priesterseminar vielleicht – oder eine Pfarre? ... Ist gleich, geh rein!“*

Innen eine Sekretärin. Deutsche. Erleichterung in mir. Höflich distanziert befragt die mich, telefoniert kurz, wenig später sitze ich vor einem jungen deut-



schen Priester. Der hört sich aufmerksam meine Geschichte an. Will auch den Brief sehen, den ich dem Monsignore von Plankstetten aus zusandte. Kurz überlegt er, dann sagt er entschieden: „Es ist genug – Sie sollten nach Hause fahren. Heute noch!“

Kaum seine Worte ausgesprochen, zieht er auch schon seine Briefftasche hervor:

„Hier sind einhundert Euro, kaufen sie sich davon eine Fahrkarte – aber bitte, erzählen Sie das nicht der Sekretärin draußen.“

Ich lege kein Veto ein. Weiß, des Priesters Wort bildet den Schlussakkord für meine ‚Buß-Fuß-Wallfahrt‘. Und es erstaunt mich nicht einmal, dass dieser Priester mal eben so einhundert Euro aus der eigenen Tasche spendet. Aber vor ihm als Mensch ziehe ich innerlich doch den sprichwörtlichen ‚Hut‘ und mein Herz jubelt laut: *„Halleluja, Herr! Ich habe einen Lot – einen Noah – einen einzigen Gerechten, in Rom gefunden!“*

Eine lange Schlange vor dem Bahnschalter. Doch geht es dennoch zügig voran. Freue mich zuinnerst, Rom endlich verlassen zu dürfen. Wohin? Wohl erst wieder zu Nana fühle ich, dem wohl einzigen Menschen auf Erden, der sich wahrhaftig immer über meine Anwesenheit freut.

Am Bahnschalter Ernüchterung: Das Geld reicht nicht!

Inzwischen hat es zu regnen begonnen. Bald gießt es in Strömen. Begebe mich zur „Deutschen

Botschaft“, um dort den Rest von vierundvierzig Euro für die Fahrkarte zu leihen.

Der Warteraum ist voller Menschen, die Mehrzahl besteht aus Touristen, die in der Metro bestohlen wurden: „Geld weg, Pass weg!“ Mir werden Formulare gereicht, die ich auszufüllen habe und später, nach Aufruf, am Schalter abgeben soll. Während ich schreibe, spricht mich ein junger, hagerer Mann an:

„Hier müssen Sie den richtigen Grund angeben, sonst helfen die Ihnen nicht.“

Erstaunt schaue ich hoch, da nennt er mir einige scheinbar triftige Gründe, unter anderem jenen: „... in der Metro bestohlen worden ...“

„Nun weiß ich, Herr, warum hier alle bestohlen wurden ...“

Ich bedanke mich für den Tip, bleibe aber in der Begründungsangabe dennoch bei der Wahrheit. Letztendlich erlebe ich hier jedoch das gleiche Desaster, wie zuvor im „Ostello“ und der Glaubenskongregation. Diesmal ist es eine Frau vom Format eines Feldwebels, die mir entgegennonnt: „Tut mir leid, aber für Sie ist die Kirche zuständig! Es geht nicht, dass wir Steuergelder für Spleens von Christen vergeuden ... Rufen Sie doch Ihre Familie an, wenn die Kirche Sie hängen lässt ...“

Das zumindest darf ich kostenlos von der Botschaft aus tun. Nana ist sofort bereit mir das fehlende Geld per Postanweisung zuzusenden. Sie

rundet die Summe gleich noch auf, bis auf hundert Euro: „Dann bist du nicht so knapp“, begründet sie. „Was bedeutet das, Herr? Wofür nicht zu knapp?“, frage ich, während ich den Hörer auflege.

Beim Verlassen des Warteraumes höre ich den jungen Mann zischen: „Selbst Schuld – ich hab’s ihr ja gesagt!“

Die Überweisung dauert vierundzwanzig Stunden, erst morgen Nachmittag also, werde ich das Geld abholen können. Es regnet noch immer in Strömen. Unmöglich jetzt für mich, diese Nacht draußen zu verbringen – bin trotz Regencape durchnässt, gerade an den Beinen, dazu das Fieber. Während ich noch überlege, stehe ich unvermittelt vor einer kleinen Pension. Kurzentschlossen kehre ich ein, zahle für ein Zimmer vierzig Euro. Genehmige mir erst ein heißes und ausgiebiges Duschbad. Letztendlich sitze ich eingekuschelt unter dem Daunenbettdeck des Einzelbettes – vor eingeschaltetem Fernseher – dabei nacheinander die zwei Rollen „Hobbits-Kekse“ aufknabbernd, die ich zuvor in einem ‚Tante-Emma-Laden‘ erstand.

*„Herr, danke für dieses Geschenk! Segne allzeit den Priester, schenk ihm deinen Frieden ... Und gedenke Nanas Gabe ... Und, Herr, ich bin doch jetzt heilfroh, dass diese Wallfahrt vollbracht ist.“*

**27.05.2007.** Am Morgen Heilige Messe in „Maria Maggiore“. Fieber noch da, doch schmerzt

der Körper nicht mehr so arg. Bleibe einfach in der Kirche sitzen. Bis zum Mittag. In einem Imbiss Pizza gegessen: „*Die Welt hat mich wieder, Herr!*“ Anschließend mich aufs Lauschen verlegt: ... *Und was nun, Herr? War der Weg vollends umsonst?*“ Doch da ist nur tiefer Frieden in mir, neben der Erkenntnis: „*Es gab nichts zu erreichen, außer Rom ...*“

Das Geld erhalte ich ohne Probleme. Die Fahrkarte auch. Die Dame am Schalter wählt mir einen Nachtzug aus. Mir ist es ein wenig schwer ums Herz – das Laufen geht mir ab. Zwei Mal deswegen in Versuchung geraten, den Weg nach Bayern wieder retour zu laufen: das erste Mal, während ich die Fahrkarte bezahlte. Das zweite Mal auf dem Bahnsteig, als ein Bettler – auf den ersten Blick nicht als ein solcher zu erkennen, doch Hände und Geruch verrieten ihn – mich fragte, ob ich ihm nicht Geld abheben könne, nur für ein Bahnticket nach Deutschland. „Nein!“, bedauerte ich. „Aber ich kann Ihnen gerne meine Fahrkarte schenken – die geht direkt bis nach München.“ Doch die wollte der Bettler nicht.